

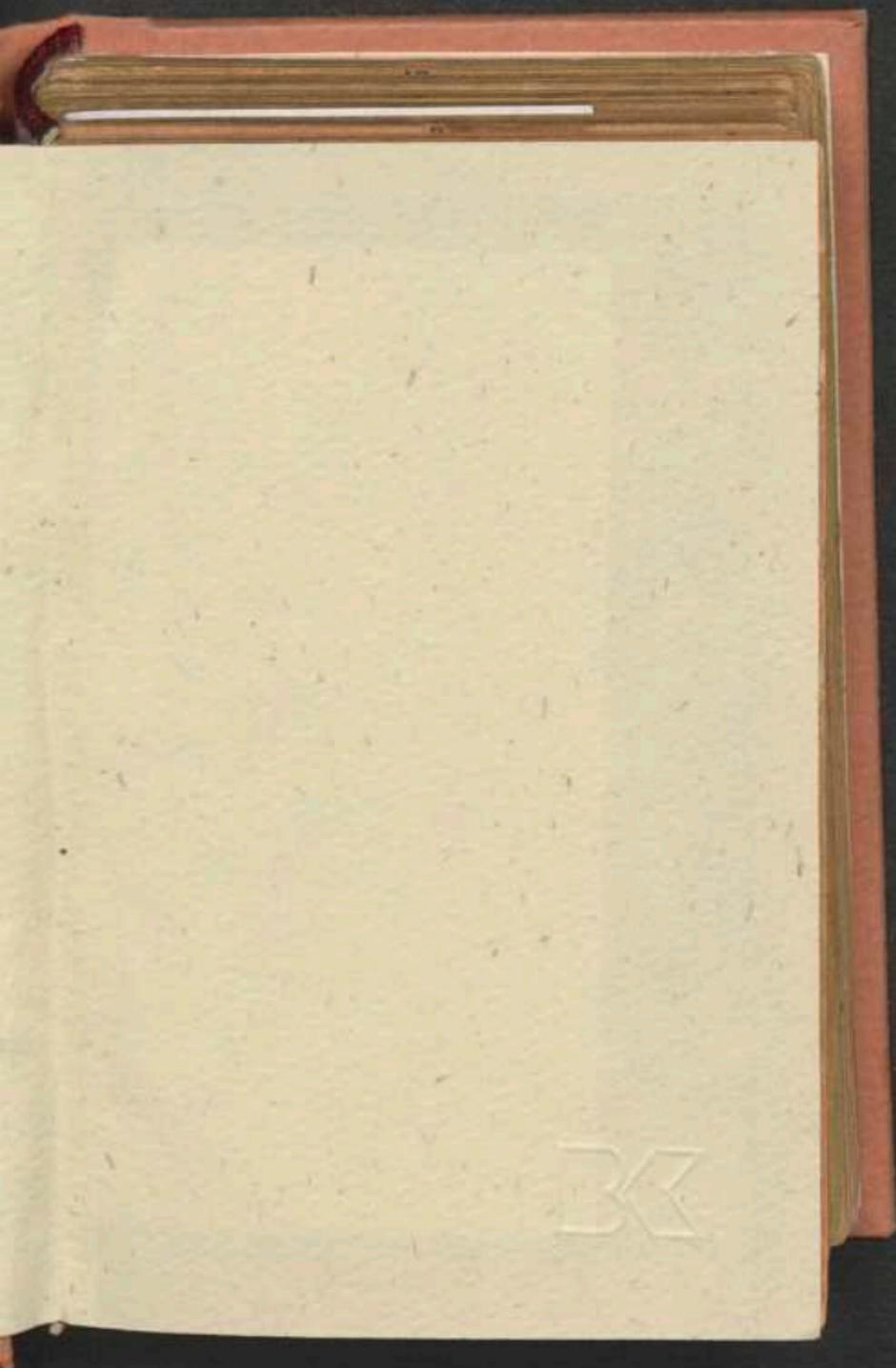
B II 330-58, 59.

62, 63, 64, 65, 66, 67,

68, 69, 71, 72, 73, 74,

75, 78, 80, 82, 83, 86,

87, 90 R







Was hat er denn in seinem Schnabel?

Laub v. L. Kaufmann, in Lehr.

6 II, 330-68A

42A

Der gute Bote.

1 Könige 17.

Der Segen des HErrn macht
reich ohne Mühe.

Spr. 10, 22.

68.

5te Auflage.

L a h r,
Verlag der Nonnenweierer Kinderschriften
(Ernst Kaufmann in 'ahr.)
1889.

Druck von E. Kaufmann in Fabr.



(46 MA 7228)

Liebe Kinder! diesmal wollen wir Euch vom
Christkindchen drei Büchlein bescheeren, wovon
dieses, das dritte, eine rechte Geschichte für
Kinder ist, Ihr werdet sehen für wen noch.
Sie ist nicht neu; es ist, wie man so sagt:
Eine alte Geschichte; aber Euch ist sie doch viel-
leicht neu, oder wieder neu; zudem sind die
alten Geschichten, wenn sie wahr und glauben-
stärkend sind, immer die schönsten. Die Bibel,
das theure Wort Gottes, ist die älteste, herrlichste
Geschichte — und bleibt doch immer neu, und
auch diese zeigt immer auf's Neue, wie alle
alten und neuen Geschichten Büchlein aus dem
Worte Gottes sind, in denen man Perlen findet.
Diese Geschichte ist einem Büchlein entnommen,
welches „Perlenbüchlein“ heißt und von einem
Gottesmanne geschrieben, der ächte Perlen suchte
und fand. Er wohnt nahe bei Torgau und ist
ein Freund Eurer alten Freundin, welche die
meisten der Euch so lieb gewordenen Büchlein
geschrieben. Ihr werdet sie schon noch kennen? —
Wer diese Geschichte recht liest, kann viele
Perlen darin finden und davon mittheilen. Dies
gebe Gott!

Unter dem polnischen Könige Stanislaus lebte nicht weit von der Stadt Warschau in einem Dorfe ein Bauer deutscher Abkunft mit großer Familie. Dobry, so hieß der Mann, mußte sich behelfen, aber er war doch mit den Seinen zufrieden und glücklich, da sie Gesundheit und Frieden unter ihrem Strohdache genossen. Diesen Frieden schöpften die lieben Leute aus dem Worte Gottes. Freilich blieb dem Dobry nichts übrig, wenn er seine Abgaben an den Edelmann bezahlt und die übrigen nothwendigen Ausgaben bestritten hatte. Und da mußte noch die Ernte gut ausgefallen sein, er mußte ein paar Stiere verkauft und seinen Honig um guten Preis fortgebracht haben. Doch so hatte es schon sein Vater und Großvater gehabt, und Dobry hatte einen genügenden Sinn und konnte sich freuen wo Undankbare geklagt hätten. Der Ehe- und Kinderfriede war ihm reicher Ersatz für mancherlei Entbehrungen. Zu dieser Familie gehörte noch ein eigener Gast, dessen Ankunft beim ersten Schnee Alles im Hause sehnsüchtig erwartete. Es war ein alter Kabe, den schon Dobry's Großvater aus dem Neste genommen, zahm gemacht und einmal wieder in Freiheit gesetzt hatte. Das Thier hatte eine solche Anhänglichkeit an dies Haus bewahrt, daß es, wenn draußen nichts mehr zu finden war, daselbst sein Winterquartier bezog. Da gab es Allerlei für seinen Schnabel, Abgänge aus der Küche und vom Tische, Brotsamen, Schwarten, Gemüßüberbleibsel, Beine, von denen er manchen Bissen herunterpickte. Wenn ihn seine Freunde streichelten, ließ er sich gerne an-

greifen und slog in die Stube hinein, sobald ihm Fenster oder Thüre geöffnet wurde. Er spazierte dann, wie es Raben thun, ernst und gravitatisch auf Tischen und Bänken umher und setzte sich je zuweilen auf Schultern und Köpfe. Es läßt sich denken, daß Krappenhaus, so nannten sie ihn, ein lieber Gast und eine rechte Winterfreude war. Aber dieser Hausfreund sollte in Dobry's Hause Allerlei erleben. Es ging da, wie auch jezt noch in mancher Familie, Leiden aller Art lehrten ein, Hagelschlag verwüstete Dobry's Felder, die Ernte lieferte kaum den vierten Theil wie sonst, seine Bienen gewährten ihm nur ärmliche Ausbente, und im Herbst fiel ihm noch die beste Kuh. Das zerstörte den kleinen Haushalt. Dobry verkaufte ein Stückchen Acker, um nur die nöthigsten Ausgaben zu bestreiten, und mußte noch Schulden machen, ohne Hoffnung freilich, sie bald wieder bezahlen zu können. Er hatte es aber mit einem hartherzigen Gläubiger zu thun, der zum Geldklumpen sprach: „Du bist mein Trost!“ Dieser forderte schwere Zinsen und hatte eigentlich das Geld nur deßhalb hergegeben, um bald des armen Mannes ganzes Eigenthum zu erhalten. Das nächste Jahr brachte leider keine Hülfe, sondern Mißwachs. Als nun der Winter herau rückte, drang der Geizhals auf Bezahlung, der letzte Termin, den er gesetzt hatte, war bereits gekommen. Dobry flehte ihn um Geduld bis zum nächsten Frühjahr an, wo er hoffe, sein Gütchen besser verkaufen zu können, um dann in die neuen Kolonien Rußlands auszuwandern. Aber diesem war der Verzug zu

lange: eines Tags drang er mit Gerichtsdienern in Dobry's Haus ein, nahm die letzte Kuh, sein Holz und die Betten der Eltern und Kinder weg. Zugleich drohte er, daß er in 14 Tagen, wenn er nicht bezahlt sei, wiederkommen, ihn in das Gefängniß werfen und die übrige Habe verkaufen werde. —

Es läßt sich kaum beschreiben, was für ein Jammer mit einem Male in die friedliche Hütte eingelehrt war. Dobry hatte kein Holz, kein Geld sich Brod zu kaufen, und jetzt die schreckliche Aussicht, mitten im strengsten Winter die Hütte verlassen zu müssen und mit Weib und Kindern am Bettelstabe hinzugehen. Die Kälte war so heftig, daß er die Bank in der Stube abbrach und in den Ofen warf, um nur für diese Nacht vor dem Erfrieren geschützt zu sein. Denn es war zu spät, um aus dem Walde noch dürres Holz zu holen, und zu denen, die des Nachts ihren Holzvorrath sich heim schaffen und sich dazu ein Brandmal in ihr Gewissen holen, gehörte Dobry nicht. Der Schnee lag tief. Da erinnerte sich eines der Kinder an den alten Krappenhans, welcher wohl morgen wieder da sein werde. „Ach“, sagte die Mutter, „er kommt vergebens, wir können ihm nichts geben.“ Aber die Kinder meinten, man könne ja den Nachbar um einige Überbleibsel, die er nicht brauche, bitten, und die dem hungrigen Gast doch trefflich schmeckten. Der Vater ließ ihnen die Hoffnung und war zufrieden, daß sie den traurigen Abend mit solchen Gedanken sich aufheiterten. Kaum graute der Tag, so sprangen die Kinder schon von ihrem

armfeligen Strohlager auf und öffnete das beste Fenster, um zu sehen, ob der Krappenhans da sei. Da saß wirklich schon der ehrliche Alte auf dem großen Nußbaum vor der Hütte und flog sogleich auf das Fenstergesimse, um seine kleinen Freunde mit Flügelschlag und Krächzen zu bewillkommen. Diese aber schriegen laut vor Freude und weckten die Eltern mit dem Rufe, der Hans sei da. Auch Dobry freute sich. „Komm nur herein“, rief er ihm zu, trat an's Fenster und streichelte ihn, „du findest es bei uns zwar sehr verändert und siehst nicht mehr so freundliche Gesichter, wie ehemals, aber wir haben dich noch alle so lieb, wie sonst, und so lange wir selbst noch einen Bissen Brod haben, sollst du auch deinen Theil bekommen. Komm' herein, alter Kamerad. Du erinnerst mich an vergangene bessere Tage. Ach, sie werden wohl nicht wiederkommen und wer weiß, ob der, welcher nach uns diese Hütte bewohnen wird, dir je wieder Etwas schenkt! Wer weiß, wer uns Arme selbst, wenn wir bald hungrig und verlassen umherirren, speist und berbergt.“ Bei solchen traurigen Worten schluchzten Weib und Kinder, und dem Dobry standen die Augen voll Thränen. Der Rabe fühlte Etwas vom Jammer der Familie; er sah sie voll Bewunderung an, und es schien, als wenn er wissen möchte, was sie denn so traurig mache. Er flog deshalb durch das Fenster auf den Tisch, sah sich in der Stube um, und mochte freilich Vieles anders finden, als vordem. Fehlten doch so manche Gegenstände, und seine Betrübniß darüber, sowie über das Jammern der Familie war

offenbar, er krächzte auf eine klägliche Weise. Von dem Brod, das ihm die Kinder reichten, aß er nur wenig, und da man ihm ansah, daß er wieder fort wolle, öffnete man ihm das Fenster, und er flog rasch davon. Man sah ihn mehrere Tage nicht mehr, und die Kinder sagten: „Es wird ihm bei uns eben nicht gefallen haben, denn er war gar nicht vergnügt und hat nur wenig gefressen.“

Der Tag, den der hartherzige Gläubiger zu seiner Wiederkunft bestimmt hatte, kam immer näher. Vergeblich waren Dobry's Bitten, sein Herz zu rühren und die Frist zu verlängern. Auch suchte er vergeblich nach einem andern Unterkommen. Die Frist ging zu Ende; der Winter ward täglich härter, der Schnee tiefer, das Brod theurer, und unter den Menschen fand Dobry große Unempfindlichkeit gegen fremde Noth. Doch hielt er an am Gebet und ermahnte auch die Seinigen dazu. Freilich war eine ganz besonders schwere Prüfung des Glaubens über diese arme Familie gekommen, und man wird es nicht zu hart beurtheilen dürfen, wenn ihr Glaube zuweilen sehr schwach wurde. Dennoch hielten sie am Worte Gottes fest und lasen in den alten Kernschriften, wie z. B. Arndt's wahren Christenthum, wodurch sie sich stärkten. Eines Abends war Dobry von seinem Gläubiger, den er vergeblich zu erweichen gesucht hatte, mit schwerem Herzen zurückgekommen. „Maria“, sagte er wehmüthig zu seinem Weibe, „es ist Alles umsonst, es ist an keine Hülfe zu denken. Der Unbarmerzige bleibt bei seinem Entschlusse. Noch acht

Tage will er zusehen, länger nicht. Dann müssen wir unsere Wohnung verlassen. Ich muß vielleicht in's Gefängniß, und ihr in die weite Welt. Mache dir und deinen sieben Kindern Brodsäcke, die ihr umhängen könnt, und schneizt euch einen Bettelstab. Ich kann euch nun nicht mehr helfen.

Mit diesen Worten warf er sich in einen Winkel und verhüllte seine nassen Augen. Weib und Kinder schluchzten mit ihm und baten ihn, lieber morgen schon fortzugehen, damit sie nur nicht seiner beraubt würden. Eben tönte vom Kirchturme die abendliche Betglocke. Alle fielen auf ihre Kniee nieder. Sie empfahlen sich in ihrem Gebete dem großen Gott und Helfer in der Noth, und Dobry stimmte des alten P. Gerhardt's trostreiches Lied an:

Befiehl du deine Wege
 Und was dein Herze kränkt,
 Der allertreusten Pfllege
 Deß, der den Himmel lenkt;
 Der Wolken, Lust und Winden
 Siebt Wege, Lauf und Bahn,
 Der wird auch Wege finden,
 Da dein Fuß gehen kann.

Besonders wurden sie reichlich durch den Schlußvers gestärkt:

Mach' End', o Herr, mach' Ende
 Mit aller unsrer Noth,
 Stärk uns're Füß' und Hände,
 Und laß bis in den Tod

Uns allzeit deiner Pflege
 Und Treu empfohlen sein,
 So gehen unsre Wege
 Gewiß zum Himmel ein.

Während sie noch sangen, horch, da pochte es an die Fensterscheiben. Sie erschrakten, denn sie meinten, es sei etwa der Gläubiger, welcher vielleicht noch Aergeres beschlossen und den Vater sogleich in's Gefängniß führen lassen wolle. Es pochte fort, eines der Kinder ging an das Fenster: siehe, der Krappenhans war da und stieg fröhlich in das Zimmer hinein. „Was hat er denn da in seinem Schnabel“, riefen die Kleinen, „das glitzert so prächtig?“ Der aber flatterte gerade auf Dobry zu, legte ihm das glänzende Ding in die Hand, krächzte ganz munter und wetzte seinen Schnabel auf Dobry's Knieen ab. Dieser erstaunte aber gewaltig, als er einen goldenen Ring voll großer Edelsteine in seiner Hand sah, die mit ihrem Glitzern fast seine Augen blendeten. Alles drängte sich um den Vater, um den Ring anzustarren. Niemand von ihnen ahnte den großen Werth desselben. Aber Dobry fühlte so viel davon, daß er voll Freude seinem Weibe um den Hals fiel und ausrief: „Das ist Hülfe, Marie, Gott sei ewig Dank!“ Er meinte, der Ring könnte vielleicht 100 Thaler werth sein, auch die Mutter begriff seine Freude, und die Kinder standen jubelnd da. Alles streichelte und liebte den treuen Raben. Die Mutter mußte ihm das Beste, was sie noch hatte, bringen; es war freilich nur Brod und etwas Käse. Aber

Dans, der sehr mager aussah und hungrig schien, ließ sich das Abendessen trefflich schmecken. „Aber Krappenhans“, sagte der Vater zu ihm, der stolz auf dem Tisch herum spazierte, „wem hast du den Ring gestohlen? Du hast ihn gewiß irgendwo heimlich weggenommen und bringst mir da Etwas, das ich nicht mit gutem Gewissen behalten kann.“ Der Rabe konnte freilich auf diese Frage nicht antworten, ließ nur sein „Krapp, Krapp“ erschallen und blähte sich auf, wie wenn er sich auf seinen gescheiterten Einfall viel zu gut thäte. „Ja, ja“, fuhr der Vater fort, „man kennt euch kluge Herren schon, ihr uehmt es mit der Ehrlichkeit nicht so genau, und wenn euch Etwas gefällt, so fragt ihr nicht erst den Eigenthümer darum. Gewiß hat dir Niemand diesen Ring geschenkt, und wenn du ihn auch gefunden hast, so gehört er weder mir noch dir, sondern seinem Herrn, der ihn gewiß ungern verloren hat.“ „Marie“, sagte Dobry, sich zu seinem Weibe wendend, „den Ring müssen wir wieder zurückgeben, mag er auch gehören wem er will. Auf unrechtem Wege soll uns nicht geholfen werden. Schickt uns Gott durch den Raben ein Stück zu, so wird es uns bleiben, wenn wir nur ehrlich sind. Schickt uns aber der Teufel eine Versuchung, so darf's ihm mit uns nicht gelingen.“ Marie seufzte, fand aber die Rede ihres Mannes so vollkommen wahr, daß sie ihm beistimmen mußte. Doch glaubte sie, daß, wenn der Eigenthümer des Rings sich finden werde, sie doch eine hübsche Belohnung bekommen würden, womit sie dann ihre elenden Umstände verbessern

könnten. „Allerdings“, erwiderte Dobry, „wird uns dieser Ring zum Glücke dienen, aber nur alsdann, wenn wir fromm bleiben.“ Unter solchen Gesprächen ging der Abend hin, den Krappenhans ließ man zum Fenster hinaus, die Kinder legten sich zur Ruhe. Dobry konnte aber kein Auge zuthun. Kaum war der Tag angebrochen, so ging er zu seinem würdigen Pfarrer, erzählte ihm die Geschichte von dem Ringe und erklärte ihm seinen Entschluß, denselben seinem Eigenthümer zurückzugeben, doch wisse er nicht, wie er das anfangen solle. Der Pfarrer, erstaunt über die Geschichte und erfreut über des Mannes Ehrlichkeit, dessen Noth er wohl kannte, nahm den Ring in die Hand. Wie erstaunte er aber erst, als er darauf die Krone und den Namenszug des Königs Stanislaus sah! Der Pfarrer gab alsbald dem Könige vollständigen, getreuen Bericht, und schon am folgenden Tage rannte ein königlicher Wagen in das Dorf, um den Pfarrer und Dobry in das königliche Schloß zu holen. Da war eine Freude unter den Kindern als der Vater in die schöne Kutsche stieg, und mit den vier Schimmeln davon fuhr! Aber dem Vater Dobry war es nicht so wohl dabei, doch der Kammerherr, der im Wagen saß, munterte ihn auf und erzählte, wie sich der König über die Geschichte gefreut habe und wie eine große Gnade zu erwarten sei. Krappenhans war eben noch dazu gekommen und mußte nun auch die Reise mitmachen.

Als sie in das Schloß gekommen waren, empfing sie der edle König Stanislaus sehr leutselig. Dobry wurde beherzt und erzählte, was geschehen war mit aller Umständlichkeit. Einige Postleute erinnerten sich jetzt, wie ein Rabe mehrere Tage vor den Fenstern des Schlosses herumgeflogen sei. Der König entsann sich selber, daß er an jenem Abende die Fenster des Kabinetts habe öffnen lassen, damit frische Luft her-einkomme. Man legte den Ring auf den Tisch, und als man etwas auf die Seite gegangen war, nahm der alte Dieb wieder das Kleinod und brachte es zu großer Freude der Zuschauer seinem geliebten Herrn zurück.

Doch wie ging es nun dem Dobry? Ein Jahr, nachdem die Geschichte geschehen war, stand an der Stelle seiner alten, armseligen Hütte ein neues, schönes Haus. Acker und Wiesen waren angekauft, gutes Vieh füllte seinen Stall, und Dobry war einer der wohlhabendsten Bauern im Dorfe. Doch was noch das Schönste von Allem ist: das Glück verblendete ihn nicht, er blieb in Gottes Gnade, führte ein gottseliges Leben und linderte die Noth der Armen. Auch an seinen Kindern durfte er viel Freude bis in sein hohes Alter erleben. Die jährliche Wiederkaufst des alten Krappenhans blieb noch lange Zeit ein frohes Fest.

Nun, lieber Leser, wie gefällt dir die Geschichte? Siehst du nicht, daß der Herr auch noch jetzt durch Raben helfen kann, wie zu Elias' Zeiten? Du schüttelst vielleicht traurig den Kopf und sprichst: „Ich bin auch schon in Noth gewesen, oder bin noch darin, aber mir hat der Herr noch nie durch einen Raben geholfen.“ Doch wenn du so sprächest, müßte ich dich schon bitten, die Geschichte noch etwas aufmerkamer anzusehen und dich mit dem Dobru und dein Haus mit dem seinen zu vergleichen. Damit du aber das Rechte um so leichter zu treffen im Stande bist, will ich noch hinzusetzen: „Auf den Raben kommt's nicht an, der Herr hat Weg allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht. Aber darauf kommt's an, daß der Mensch Glauben hält, im Gebete nicht laß wird, auch im Unglück auf des Herrn Wegen bleibt und sich nur nach des Herrn Willen helfen lassen will. Findet sich das bei dir, dann steht, wenn auch kein Rabe so doch ein Engel Gottes zu deiner Hülfe schon bereit.“

Gott sorgt für uns.

Ihr Sorgen weicht und laßt mir Ruh,
Der Herr will für mich sorgen.
Wirft mir Gott heute noch nichts zu,
So thut er es doch morgen.

Und kommt es gleich auch morgen nicht,
So giebt's noch andre Tage,
Der Gott, der sieht, was mir gebricht,
Hört auch, was ich ihm klage.

Wer weiß, wer sich jetzt für mein Heil,
Mir unbekannt, bemühet?
Und wer für mein bescheiden Theil
An saurer Arbeit ziehet.

Wer weiß, wer mir den Tisch jetzt deckt,
Der mich hinfüro weidet —
Wo Gott ein gutes Herz erweckt,
Das meinen Rücken kleidet?

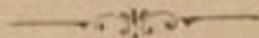
Wer weiß, wo jenes Schäflein geht,
Das meine Wolle trägt,
Und wo das sanfte Bettlein steht,
In das mich Gott noch leget?

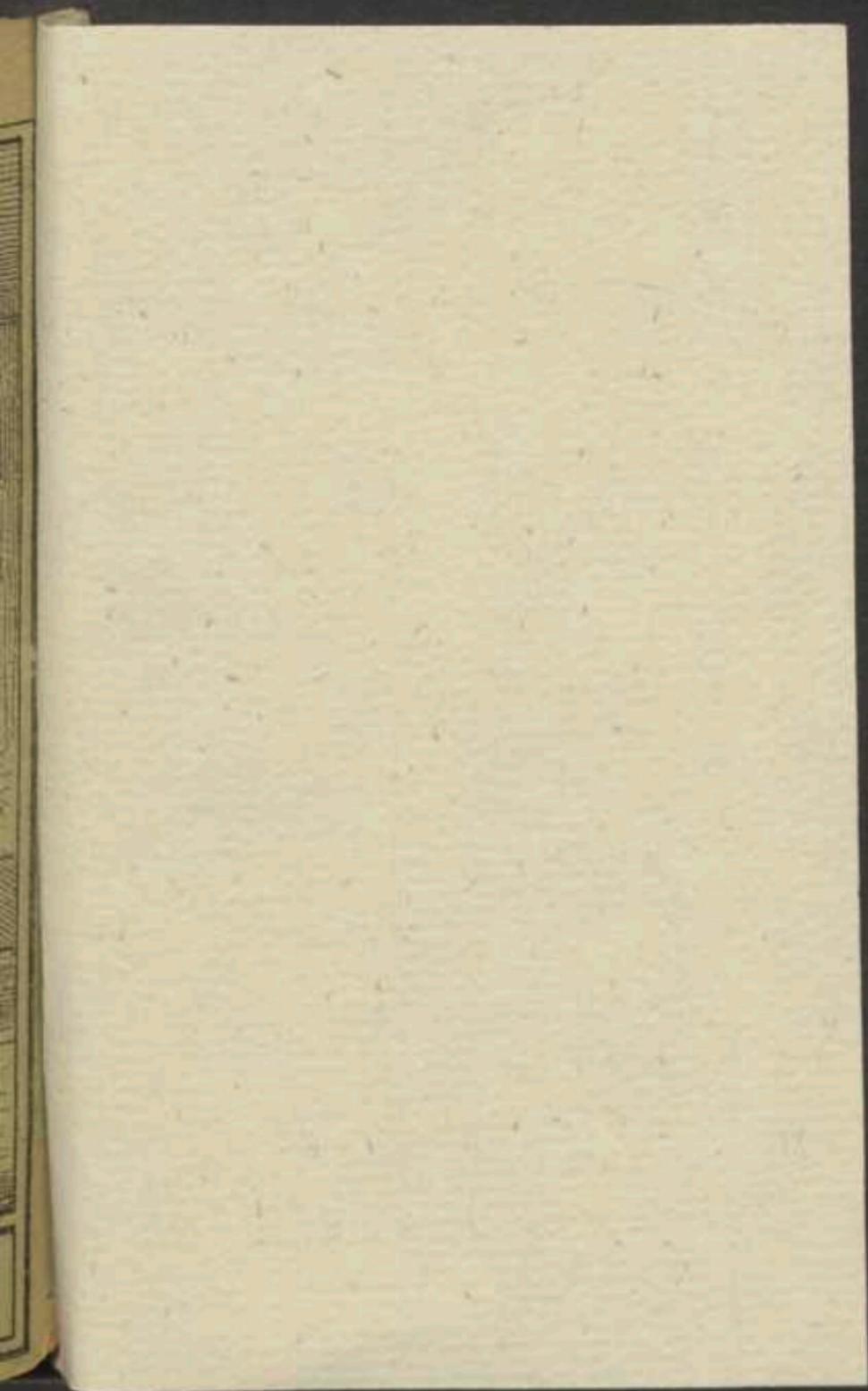
Wer weiß, wo noch mein Brunnlein quillt,
 Daraus ich trinken werde;
 Vielleicht, wenn Du, o Herr, es willst,
 Quillt es aus fremder Erde.

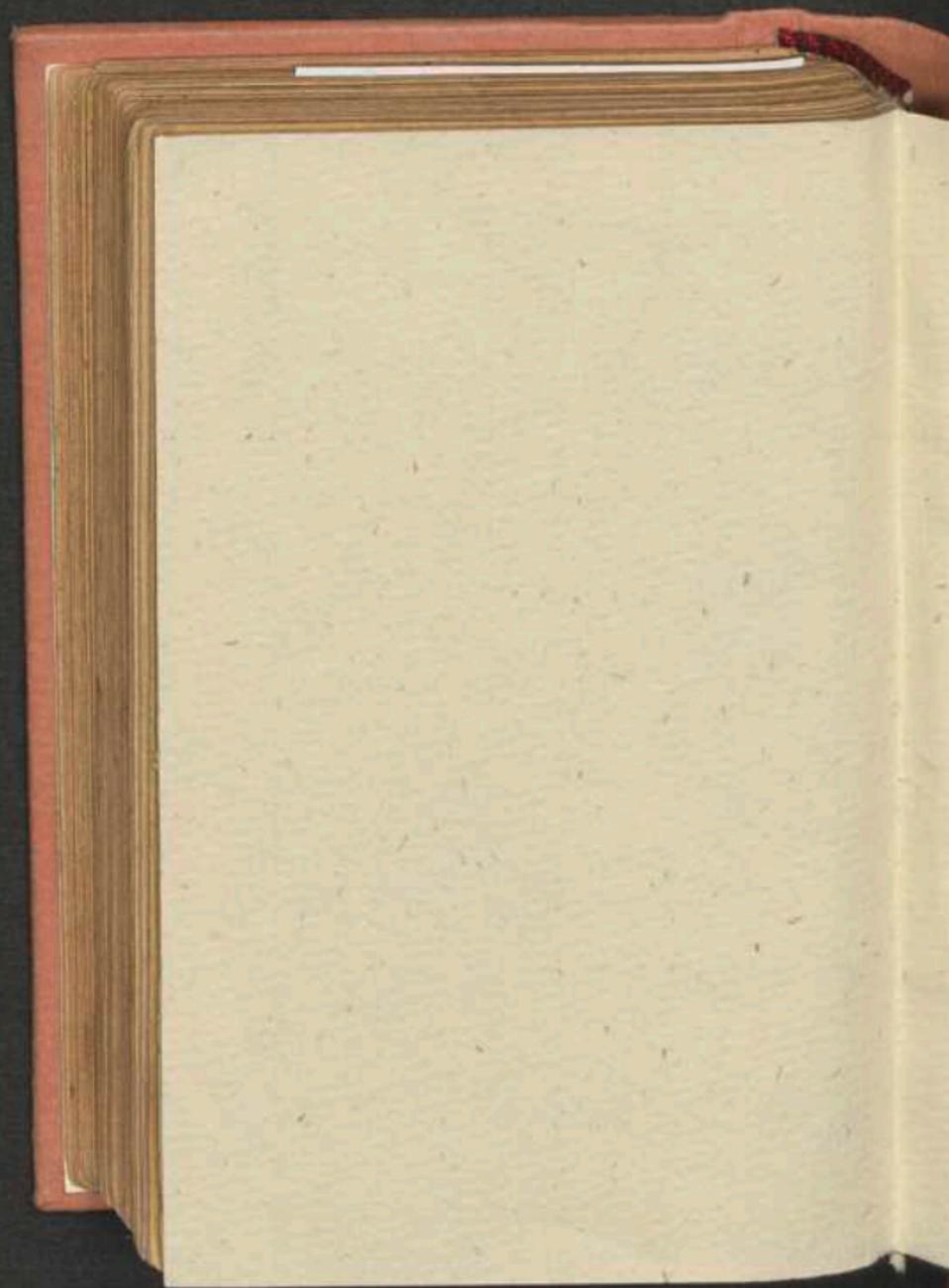
Denn Du, o Herr, du führst uns oft
 Ganz fremde ferne Straßen,
 Du treibst uns weg, ganz unverhofft,
 Wo wir sonst ruhig saßen!

Wer weiß das Plätzchen und den Raum,
 Der ganz sich für uns schicket,
 Wer weiß den Garten und den Baum,
 Der künftig mich erquicket.

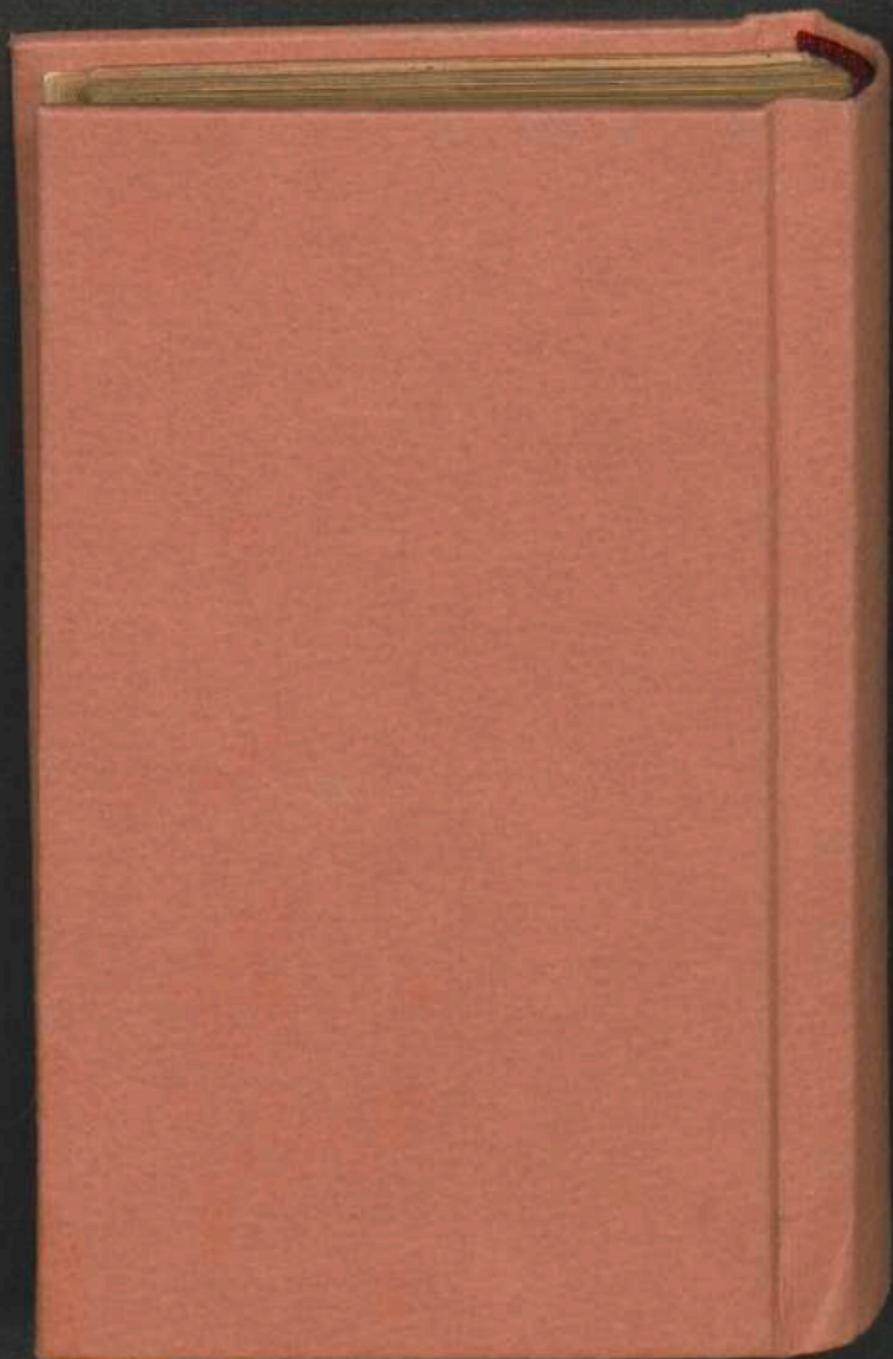
Ach treuer Vater, das weißt Du!
 Dir ist ja nichts verborgen,
 Drum weicht ihr Sorgen, laßt mir Ruh,
 Denn Gott will für mich sorgen!







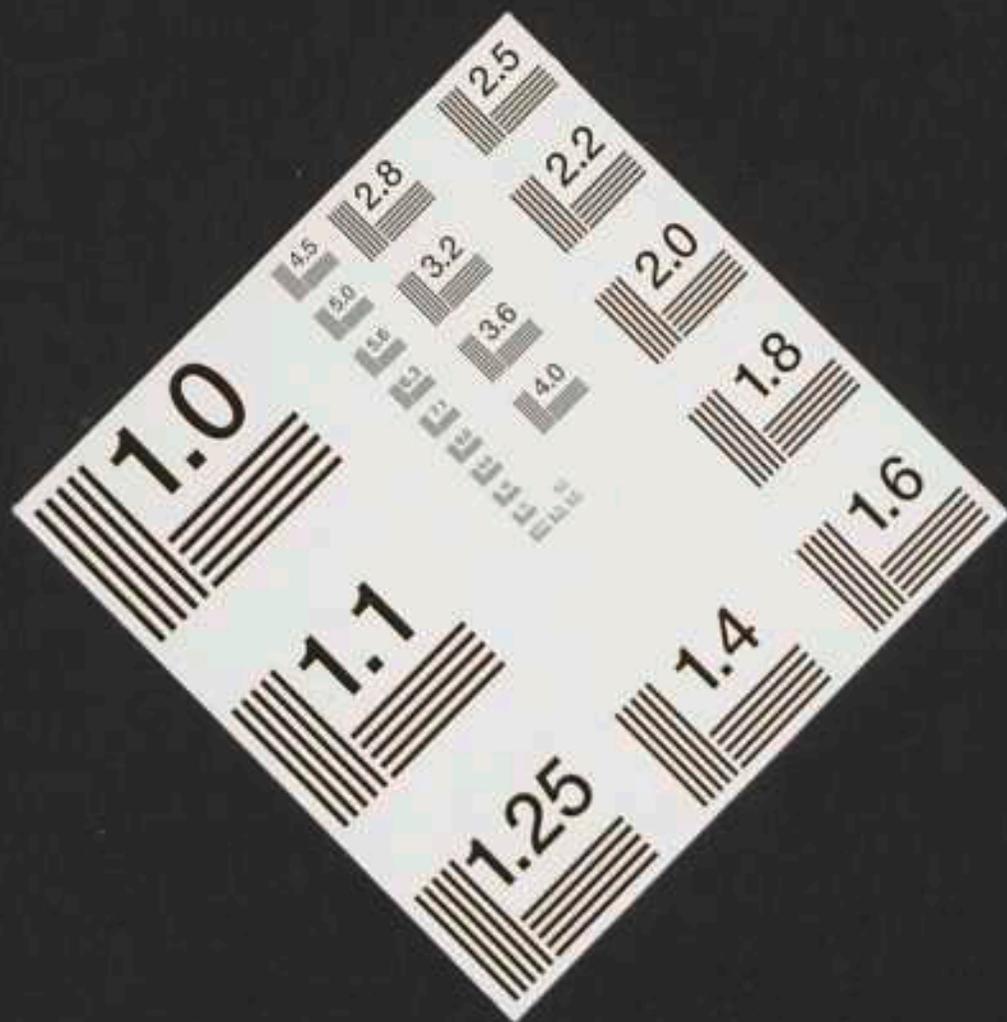
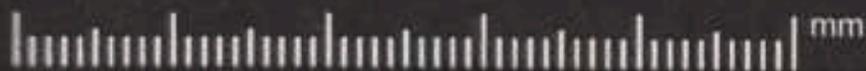
B II 330 - 58^Rff



Der gute Bote.

x-rite

colorchecker CLASSIC



Staatsbibliothek
zu Berlin

Preußischer Kulturbesitz